

Evangelisches Wochenblatt

1715 Postverzeichn. Dreizehnter Jahrgang. — Preis pro Quartal 50 4. Inf.-Gebühr pro Spaltige Zeile 20 4. Auflage 5200.

N. 39.

Neunkirchen, H. B. Trier, den 26. September

1886.

Wo sind aber die neune?

Luc. 17. 17. Jesus antwortete und sprach: Sind ihrer nicht zehn rein geworden, wo sind aber die neune?

Zehn ausfägige Männer sind von ihrer Krankheit geheilt, aber nur einer kommt zurück, um dem Herrn zu danken. Das ist ein schlimmes Verhältnis; unter zehn, die eine Wohlthat erfahren, nur Ein Dankbarer! Aber das wahre Wort von der undankbaren Welt bewahrheitet sich auch hierin. Das ist nicht etwa eine seltene Ausnahme, daß nur einer von zehn umkehrt und Gott die Ehre gibt, sondern das ist leider die gewöhnliche Regel. Der Dank, welcher Christo gebührt, wird ihm von den meisten verweigert, nur der zehnte Teil bringt denselben dar.

Zene zehn Männer, welche unter der schrecklichen Plage des Aussatzes litten, gleichen der ganzen Menschheit. Wo der Herr Jesus Christus in einen Markt oder in ein Dorf, in eine Stadt oder in ein Land gekommen ist, und die Menschen seine Hülfe angerufen und haben sich seine Hülfe gefallen lassen, da hat er sie gereinigt von dem Aussatz, d. h. er hat diejenigen Auswüchse und Verunstaltungen, durch welche die Sünde das Gemeinschaftsleben der Menschen hindert und zerstört, beseitigt. Wer etwas davon verstehen will, der braucht nur einmal die sittlichen Zustände eines heidnischen Volkes mit denen zu vergleichen, welche sich bei christlichen Völkern finden. Hier wird das Laster verabscheut, das Verbrechen bestraft, Recht und Gerechtigkeit wird gehandhabt, und die Menschen vereinigen sich zu gemeinsamen, guten Unternehmungen, sie suchen Schäden zu beseitigen, heilsame Zwecke zu fördern; Barmherzigkeit, Sittlichkeit, Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit sind öffentliche Mächte geworden. Bei jenen mögen uns auch wohl vereinzelte edle Tugenden, beschämende Beispiele einer oder der andern Tugend entgegentreten, aber das Gemeinschaftsleben der Heiden ist zerstört durch einen häßlichen Aussatz, welcher keine rechte Einigkeit aufkommen läßt. Die Segnungen des Evangeliums für das Leben eines Volkes, die heilsamen Zwecke, welche in einem christlichen Volke selbstverständlich erstrebt werden, die gefunden Urtheile, welche man allgemein anerkennt, die sittliche Zucht, welche öffentlich gilt, — ist das nicht der Reinigung vom Aussatz zu vergleichen?

Zene zehn Männer wurden alle rein. Die äußeren Spuren der bösen Krankheit wurden bei allen beseitigt, sie durften zu dem Priester gehen, um von ihm die Verzeihung zur Rückkehr in die menschliche Gesellschaft

zu empfangen. Also geht es mit allen Menschen, denen das Evangelium gebracht wird; allen wird der Weg zu Gott gewiesen, und sie sollen wissen, daß sie nun einen freien Zugang zum Throne der Gnade haben, damit sie nicht bloß von den äußeren Schäden des Lebens geheilt werden, sondern innerlich rein und frei werden durch den Glauben an Gottes Gnade.

Und nun, wo sind die neune? Wir wollen nicht also fragen, um Gericht zu halten über andere. Die tägliche Erfahrung lehrt uns deutlich genug, daß Un dank auch noch heute der Welt Lohn ist für die Segnungen Gottes, und daß nur wenige sich dadurch dankbar bezeigen, daß sie umkehren, Gott die Ehre geben und die Hand ergreifen, welche ihnen geholfen hat, um sich von ihr weiter helfen zu lassen. Wir wollen vielmehr uns ernstlich fragen, ob wir zu der undankbaren Mehrzahl gehören, die zufrieden sind mit der äußeren Reinheit eines ehrbaren sittlichen Lebens und in ihrer äußerlichen Gerechtigkeit es vergessen, daß sie auch diese der heilsamen Gnade Gottes verdanken, welche in Christo allen Menschen erschienen ist. Menschliche Sittlichkeit und Gerechtigkeit ist viel, sehr viel. Aber mehr ist die Gemeinschaft mit dem, welcher selbst die höchste Sittlichkeit und Gerechtigkeit ist. Die undankbaren Christen, welche zu ihm nicht wieder umkehren, sondern ihren Weg zu Gott und zu den Brüdern nun allein finden wollen, thun sich selbst den größten Schaden. Der Dank für Gottes Wohlthaten ist die größte Wohlthat für uns. Auch jene neun undankbaren Männer sind rein geworden, aber ihnen ist doch nicht geholfen. Alle, die sich von Christo abwenden und nicht bei ihm und durch ihn die Gemeinschaft mit Gott suchen, entbehren des Friedens, welchen Christus uns gebracht hat.

Nein, wir wollen nicht den neun gleichen, die ihre eigenen Wege gegangen sind; wir wollen es nicht mit der undankbaren Menge halten, welche die Predigt und das Wort, die Sakramente und das Gebet nicht nötig zu haben glauben und über ihrer Lebensgerechtigkeit die Glaubensgerechtigkeit verachten, welche unserer Seele erst die rechte Hülfe bringt. Wars auch nur einer von zehn, und noch dazu ein verachteter Samariter, der wieder umkehrte und Gott die Ehre gab, wir wissen, daß sein Weg auch unser Weg ist. Auch wenn neun Zehntel die breite Straße wandeln, so laßt uns doch den stillen Pfad des dankbaren Samariters alle Tage aussuchen und nicht eher ruhen, als bis wir zu Jesu Füßen das Wort vernommen haben: Dein Glaube hat dir geholfen! Amen.

Treu bis in den Tod.

Von M. Titelin's.

(Fortsetzung.)

Es währte fast eine Vierteltunde, bis Rosi herausgesprungen kam und erzählte, die Mutter habe es fertig gebracht, sie dürften alle in der Stube übernachten, nur über den Schimmel könne man nichts sagen, bis der Bauer heimkomme.

„Ich kann doch das arme Vieh nicht in alle Ewigkeit da stehen und erfrieren und verhungern lassen!“ rief Peter und wollte eben in einen seiner beliebten Flüche ausbrechen, als der Steffensbauer selbst mit einem Gepann Ochsen und einem schweren Wagen zum Hof einfuhr. Er hatte jedoch die Rehr nicht scharf genug genommen und blieb mit dem Wagen hängen, als Peter eilig hinzutrat, mit seiner Riesensärke dem Rad einen Ruck gab und alles ins Geleise brachte, noch ehe der Knecht, der eben herzulam, etwas von seines Herrn Ungeschick bemerkt hatte. Während der Knecht dann das Gepann verjagte, ging der Bauer auf den Peter zu und sagte lachend:

„Du bist ein Kerl! lupfst den schweren Wagen wie eine Feder! Woher auch, Landsmann?“

„Nun, von Magendorf drüben im Graßheimischen, aber wir sind schon vier Monate auf der Fahrt und jeht auf dem Heimweg. Eure Wege hier herum sind aber so grundmiserabel, daß es heut nimmer weiter geht, obwohl ich den Karren halb getragen hab, — möchtet den Bauern drum bitten“ —

„Aha, Scheurenpurzler! möchtet herbergen im Steffenshof?“ rief der Bauer.

„Nur für die Nacht!“ bot Peter. „Wir haben Hafer bei uns und auch Häckel, aber der Gaul kanns nimmer abmachen, und das Weib und die Kinder sind naß bis auf die Haut.“

„Meinehalb stell ein, wenn die Bäuerin nichts dagegen hat. Die Knechte sollen dir hinten im Kuhstall Platz machen für den Gaul,“ sagte der Bauer und trat ins Haus.

Die Kinder waren längst abgestiegen und hatten sich mit der Keckheit solch fahrenden Volkes in die Wohnstube begeben, wo die Mutter mit dem kranken Fränzle bereits am Ofen saß, in leisen Gepräch mit der Bäuerin begriffen. — Diese winkte nun den Kindern näher und erlaubte ihnen, sich auf die Ofenbank zu setzen, so daß sie den alten Kachelofen wie ein Kranz umgaben. Es waren lauter schöne, kräftige Kinder, die Knaben meist braunlodig mit frischen, offenen Gesichtern, die Mädchen alle blond und alle mit den blauen, klugen Augen ihrer Mutter. Das feinste von allen war das kranke Fränzle, dessen vom Fieber geröthete Wangen und glänzende Augen ihm ein wunderbar geistiges Aussehen verliehen. Die gute Bäuerin hatte einen ungeheuren Topf warmer Milch gebracht, und Rosi und die Mutter versuchten nun, ihm löffelweise davon beizubringen, mußten jedoch von ihren Versuchen abstehen, weil der Kleine absolut nichts zu sich nahm.

„Ihr habt gewiß bessern Appetit, als der arme, kleine Bursche,“ sagte freundlich die Bäuerin zu den andern Kindern, die eng an den Ofen gedrückt, die kalten Füße fast bis zum Mund herauszogen, um ihnen möglichst viel von der köstlichen Wärme zutommen zu lassen. — „Mögt ihr die Milch gern austrinken? da!

laßt das Schälchen umschichtig herumgehen und fällt es allemal wieder aus dem großen Topf, ich will jedem ein Stück Brot dazu schneiden.“

„Wir haben noch einen Laib Brot im Wagen drauhen,“ sagte das Weib mit schwacher Stimme, die „Rosi soll ihn rein holen, es ist dankenswert genug für die Milch. Ge, Rosi, hol das Brot!“

Rosi zögerte.

„So mach doch, Rosi,“ sagte die Mutter.

„Das Brot wird nimmer da sein,“ sagte endlich Rosi schüchtern, „der Vater hat ein Stück abge schnitten für den Schimmel, wie der nimmer laufen wollte, und der Jörg und der Michel waren vorhin so hungrig und die Guste und die Kleinen wollten dann auch, und alle schnitten davon ab, und den Rest hab ich vollends aufgefressen, er war ganz klein — das Brot war überhaupt nur ganz klein von Anfang an.“ —

„War es nicht so groß, wie das da?“ lachte der Steffensbauer, indem er einen wahren Niesenlaib aus der Tischlade nahm und ihn vor die Kinder hinlegte. „Selt so einer ist für euch wie bestellt? Jeht schneidet nur drauf los und eßt, bis ihr satt seid!“

„Sagt vorher: Vergelt's Gott!“ mahnte leise die Mutter.

„Vergelt's Gott tausendmal!“ rief die ganze Schar aus einem Munde, und dann hieben sie auf den Brotlaib ein wie die Helden, auch die Milch verschmähten sie dabei nicht.

„Wollt ihr nicht auch etwas Milch trinken?“ fragte die Bäuerin die bleiche Frau.

„Danke, nein!“ sagte diese, und dann sprachen sie wieder leise zusammen.

Pflichtig trat die Bäuerin an ihren Mann heran, der noch immer vor den Kindern stand und ihrem Essen wie einem lustigen Schauspiel zusah — nahm ihn bei der Hand und führte ihn in die Kammer, wo sie längere Zeit angelegentlich mit ihm verhandelte.

Als die beiden herankamen, hatte sich die Einquartierung noch um den Peter und den Jörg vermehrt, die unterdes für den Schimmel geforgt, nun aber auch die Stube gefunden hatten und sich bereits eifrig an der Vernichtung des Niesenlaibes beteiligten.

„Noch immer weiter?“ rief der Steffensbauer, „uns Himmels willen, wo soll das hinaus?“ Dann zählte er: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht! Meiner Jer, acht lebendige Kinder! Und die führt ihr alle acht, Jahr aus Jahr ein im Wagen herum und habt nicht Haus und Hof, nicht Acker und Scholle, sie darauf zu nähren, oder ihnen einst zu vererben?“

„Sie haben ihr Erbe schon eingenommen, gesunde Leiber und feste Fäuste, und auf den Kopf gefallen ist keines,“ sagte der Peter und sah stolz auf den Frühlingstranz, der den Kachelofen umgab. Auch der Steffensbauer ließ das Auge darauf ruhen und sagte nachdenklich: „Grad so viel hätte ich auch, wenn sie am Leben wären!“

„Schaffen können sie auch schon,“ begann der Peter wieder, um den Steffensbauer auf andere Gedanken zu bringen. „Die zwei großen Ruben, der Jörg und der Michel waren schon zwei Sommer auf dem Brühlhof im Rieh als Rububden verdingt und die Rosi als Gänsemagd, und heuer soll sie wieder hin, wenn erst das Weib sie ein bißle rausfließen kann und sich wieder zusammen gemacht haben wird.“ Dabei sah er nicht ohne Besorgnis auf sein Weib, die allerdings elend

genug ansah und sich kaum auf der Bank halten konnte.

Die Bäuerin trat indes wieder zu ihr hin und sagte sanft: „Kommt mit mir, Frau!“ Dann nahm sie ihr den kranken Franz ab, gab ihn der Kosi zu tragen, winkte auch dieser, mitzukommen, und dann verschwand sie mit ihnen in die Kammer.

„Da sorge du jetzt für deine Mutter, daß sie in das warme Bett kommt, indes ich hinaus will und für meine Leute sochen,“ sagte sie. — „Ich habe mit meinem Bauern geredet, daß er sich heut Nacht hinauslegt und uns die Kammer überläßt.“

„Wie gut ihr seid! Gott vergelts euch tausendmal!“ seufzte das arme Weib der Davoneileiden nach und ließ sich von Kosi auskleiden und ins Bett steden. Dann legte sie das glühende, fiebernde Bublein neben sich und faltete die Hände über ihm wie im stillen Gebet.

Nach einiger Zeit kam die Bäuerin wieder, trug aus einer Nebenkammer eine gerichtete Wiege herbei und stellte sie mit einem tiefen Seufzer am Fußende des großen Himmelbettes auf. Nachdem sie die kleinen Kissen und alles sorgfältig gewärmt hatte, legte sie das Fränzle selbst hinein, schickte die Kosi hinaus und ließ sich auf einem Schemel zur Seite der Wiege nieder, das süße Kindchen ordentlich mit den Augen verischlingend.

„Grad so hat mein Jakobele zuletzt hierin gelegen; acht Kindlein find schon darin gelegen, und alle acht sind mir gestorben, ehe sie ein Jahr alt waren,“ sagte sie traurig. „Wie ist doch Gott so verborgen! Wir haben solch großen Hof und Speise und Trank, und was der Mensch begehrt, in Fülle, aber keinen Leibeserben bringen wir auf, die Güter zu genießen und unser Herz an ihm zu erquiden, und ihr habt acht Kinder und morgen vielleicht neun — und keine Ackerfurche, sie drauf zu setzen; wie soll man das nehmen!“

„Aber der dem Vieh sein Futter gibt, den jungen Raben, die ihn anrufen, läßt auch unsere acht nicht verhungern,“ erwiderte das Weib. „Vielleicht braucht unser lieber Herrgott die vielen Armen in der Welt, daß er der Reichen Herzen daran weht, und daß er dann seinen Segen an die Gütthater knüpft, die ihr uns erzeigt. Wie vorhin der Steffensbauer den großen Brotlaib hergeschleppt hat und ihr die viele süße Milch, und wie die acht Kinder so wader darauf losgingen, da kam mir der Spruch in den Sinn: „Wer dieser Geringfien einen nur mit einem Becher kalten Wassers trinkt — es soll ihm nicht unbelohnt bleiben.“ Wie ihr mich dann in eurer eigenes Bett gelegt habt und den Franz in eurer Kinder Wiege, da habe ich zu Gott geseht, er solle euch die Gütthat zeitlich und ewig vergelten und soll euch auch noch ein gesund und kräftig Kindlein in die Wiege legen, das aufwächst zu eurem Erben und Stammhalter und euch die Augen zudrückt, wenn eure Zeit kommt.“

Das Weib sprach all das mit eigentümlich erregter Stimme, und ihre großen blauen Augen leuchteten dabei nur so, daß es der Bäuerin ganz feierlich wurde, als ob sie eine Prophezeiung hörte; sie faltete unwillkürlich die Hände und sagte „Amen.“ Dann blieb sie noch lange neben der Wiege sitzen, um das kranke Bublein beschäftigt. Später ging sie hinaus, für den Haushalt zu sorgen, damit auch ihre Leute bald zur Ruhe kämen. Es war dies heute leichter zu bewerkstelligen,

weil es Sonnabend war, wo in keinem fränkischen Bauernhause in die Nacht hinein gesponnen und sonst gearbeitet wird, sondern der Abendiegen wird früher als sonst gelesen, und dann geht alles zur Ruhe. So auch heute.

(Fortsetzung folgt.)

Die 40. Hauptversammlung des evangel. Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Düsseldorf.

(7. — 9. September 1883.)

Zum erstenmale seit seinem Bestehen tagte der Gustav-Adolf-Verein in diesem Jahre in der Rheinprovinz, wo in Rücksicht auf die gemischt konfessionelle, überwiegend katholische Bevölkerung die Veranstaltung einer Hauptversammlung mit größeren Schwierigkeiten als andernorts verknüpft ist. Aus den Städten, bei welchen diese Rücksicht nicht obwaltet, wie Eberfeld, Barmen, Kreuznach u., war bisher eine Einladung an den Verein nicht ergangen. Um so freudiger folgte er der im vorigen Jahre durch den Vorsitzenden des rhein. Hauptvereins, Konsistorialrat Aatorp, an ihn gerichteten Aufforderung, seine diesjährige vierzigste Hauptversammlung in Düsseldorf, wo der Provinzialverein seinen Sitz hat, abzuhalten. Wie es in den Verhältnissen einer großen, dazu überwiegend katholischen Stadt begründet liegt, fehlte diesmal dem Festorte fast ganz der äußere Schmuck an Fahnen und Kränzen, der den Verein sonst wohl bei seinen Wanderveranstaltungen zu grüßen pflegt. Aber inbetreff der gastlichen Aufnahme der auswärtigen Deputierten und Gäste, die in sehr großer Zahl (ca. 800) herbeigeströmt waren, ist Düsseldorf hinter keinem der früheren Festorte zurückgeblieben.

Erster Tag.

Im Anschluß an die 40. Hauptversammlung hatte der rheinische Provinzialverein seine Jahresversammlung auf den Morgen des ersten Festtages (7. Sept.) gelegt, und traten die Deputierten der rhein. Zweigvereine, deren es jetzt 34 gibt, nebst den Deputierten der 27 rhein. Frauenvereine in der städtischen Tonhalle zu einer Sitzung zusammen. Als Gäste fanden sich zu dieser Verammlung ein die Mitglieder des Zentralvorstandes, Bischof Dr. Teutsch, aus Hermannstadt (Siebenbürgen), der Präsident des Posenr. Konsistoriums, Herr v. d. Gröben, der Vertreter des rhein. Konsistoriums, Oberkonsistorialrat Korten, der Präses der westh. Prov.-Synode, Superintendent Polcher, Geheimrat Firnhaber von Wiesbaden u. a.

Nach dem gemeinsamen Gesang: „O heiliger Geist kehre bei uns ein“ und einem von dem Vorsitzenden, Konsistorialrat Aatorp, gesprochenen Gebet folgten zunächst herzlich Begrüßungsworte seitens mehrerer Gäste und dann erkaltete der Vorsitzende den Jahresbericht des rhein. Hauptvereins. Aus demselben teilen wir mit, daß die Jahresrechnung des rhein. Vereins sich auf die Summe von 94 157 M. belaufen hat und somit die Leistungen des Rheinlandes unter denen der 46 Hauptvereine in diesem Jahre die erste Stelle einnehmen. In dieser Einnahme find eine Anzahl von Schenkungen und Vermächtnissen verzeichnet, die zu kapitalisieren und deren Zinsen für die jähr-

sichen Unterstüzungen zu verwenden sind, nämlich 15 000 *M.* von Familie Colsmann in Langenberg, 3000 *M.* von Witwe Krämer in Linz, 3000 *M.* von Oberonhistorialrat Ball in Koblenz, 2325 *M.* von Fräulein Denhard in Wesel, 3000 *M.* von Witwe Hafenclever zu Kemscheid, mehrere kleinere Schenkungen von 300, 150, 150, 100, 75, 50 *M.* — Durch Kirchen- und Hauskollekten waren im verfloßenen Jahre 2018 *M.* mehr eingeommen, als im Vorjahr, nämlich 67 081 *M.*

Am erfreulichsten war die Mitteilung über den schönen Erfolg, den der Aufruf des Rheinischen Vorstandes bei den Freunden der Gustav-Adolfssache gehabt hatte, eine besondere Liebesgabe zusammenzulegen, die bei Gelegenheit dieser allgemeinen Versammlung dem Zentralvorstande übergeben werden sollte, um in Verbindung mit dem Provinzialvorstand des Posener Vereins mehreren der dortigen Diaporagemeinden eine einermögen kräftige Hilfe zu leisten. Dieser Aufruf erhielt als erste Antwort eine anonyme Sendung mit dem Poststempel Deutz von 3000 *M.*, und hat dieselbe so viel Nachfolger gefunden, daß diese Liebesgabe eine Höhe von 17 200 *M.* erreicht hat.

Hiernach schritt die Versammlung zur Beschlußfassung über das Liebeswerk, welches von derselben jährlich für drei Rheinische Gemeinden gethätigt wird. In Vorschlag waren gebracht: Alkenessen, welches durch Abstimmung die Summe von 2300 *M.* erhielt, die die Rheinischen Zweigvereine zu diesem Behuf zusammengelegt hatten, Brühl, das die Zinsen der Diergardtstiftung im Betrag von 1080 *M.* erhielt, und Ebersberg, welches aus der Vereinskasse 900 *M.* empfing.

Nachdem von dem Kasfenbestand alsdann 8000 *M.* zur Abgabe an den Zentralvorstand bestimmt waren, blieben der Provinzialversammlung noch zur Verteilung an die hilflosbedürftigen Gemeinden übrig 16 263 *M.*, die nach eingehender Beratung bestimmt wurden:

für 54 Rheinische Gemeinden im Betrage von 11 563 <i>M.</i> ,	
für 20 Westfälische Gemeinden	1125 "
für 30 auswärtige Gemeinden	3575 "

Der Antrag des Vorstandes, eine Kommission niederzusetzen, welche über die Vorlage des Zentralvorstandes, betreffend ungeschmälerte Ablieferung von zwei Drittel (statt wie bisher ein Drittel) der Jahresannahme des Hauptvereins an die Kasse des Zentralvereins, befinden soll, wurde nach kurzer Diskussion angenommen. Zum Schluß erbat sich Parzer Liedner aus Madrid das Wort und schilderte in ergreifender Weise die segensreichen Erfolge, die der Herr den Arbeiten der evangelischen Brüder in Spanien hat zuteil werden lassen, aber auch zugleich die Anfeindungen, denen sie bei ihrem Evangelisationswerk ausgesetzt sind, und hat dringend um thatkräftige Unterstützung.

Nachdem alsdann noch als Ort der nächstjährigen Versammlung des Provinzialvereins Birkenfeld gewählt worden, wurde die Sitzung mit Gebet geschlossen.

Um halb 4 Uhr nachmittags wurde die 40. Hauptversammlung in dem Saale des Breidenbacher Hofes, wohin der Verein sein Generallstabsquartier verlegt hatte, durch den Vorsitzenden des Festvorstandes, Konsistorialrat Natorp eröffnet. Derselbe gab seiner Freude Ausdruck, daß der Präsident Konsistorialrat Prof. Dr. Friede trotz Krankheit und schweren Verlustes in der Familie erschienen sei, hieß die Festteilnehmer im Namen der ev. Bürgererschaft herzlich willkommen, betonte, daß

in Düsseldorf, einer überwiegend kath. Stadt, der Empfang nicht so festlich sein könne, als in den alten protestantischen Städten, wo der Verein bisher getagt, daß es aber eben ev. Rheinländer doppelt freue, daß der Verein an den Rhein gekommen sei. Wiße man doch, was der Gustav-Adolf-Verein bisher zur Sammlung und Erhaltung, zur Erweckung und Belebung der Evangelischen in der Zerstreung gethan habe. Rheinland habe bisher mehr empfangen als gegeben und fühle sich daher zu herzlichstem Danke gegen den Verein verpflichtet. Die Antwort des Prof. Dr. Friede richtete zunächst die Blicke der Versammlung auf die Vergangenheit des Vereins, dessen Arbeit die Protestanten Deutschlands eine als ein Volk von Brüdern. Der Redner pries die ev. Rheinprovinz, welche an Gaben der Liebe reicher sei, als die anderen Provinzen mit vorherrschend ev. Einwohnerchaft, wies auf den Druck hin, unter dem die Evangelischen früher am Rheine gelitten, und erwähnte die Generalversammlung der Katholiken zu Breslau, wo die Forderung der Rückberufung der Jesuiten aufgestellt worden, welche zur Vernichtung der ev. Kirche entstanden sind und den 30jährigen Krieg samt den Greueln der Verwüstung, deren Spuren bis in unsere Zeit hineinragen, auf dem Gewissen hätten. Auch die Schule sei vom Staate zurückgefordert worden. Aber wieviel auch schon gegeben worden sei, hoffentlich besinne sich der Staat, in diese Forderung zu willigen, mit deren Erfüllung er eine Bedingung seiner Existenz ausgabe. Von Breslau sei eine neue Kriegserklärung ergangen. Er sei überzeugt, die Jesuiten seien nicht die kathol. Kirche; es gebe viele Tausende, die mit ihren ev. Brüdern im Frieden leben wollten. Er finde es in der Ordnung, daß der Bonifaziusverein für die Katholiken der Diapora sorge. Dieselbe Anerkennung beanspruche die ev. Kirche für ihren Gustav-Adolf-Verein. Thue jeder nur das Seine!

Um 5 Uhr begann in der Johanneskirche, auf deren Altar die Festgaben der rhein. Vereine und Gemeinden mit Ausnahme des Harmoniums und der Glocke in schöner Ausstellung Platz gefunden hatten, der Eröffnungsgottesdienst, dessen liturgischer Teil unter Mitwirkung des 270 Mitglieder starken Kirchenchors unter Leitung des Musikdirektors Tausch von dem Superintendenten Blech gehalten wurde. Die herrlich gebaute und sinnig geschmückte Kirche, welche bis auf den letzten Platz gefüllt war, erwies sich für den wunderschönen Gesang als sehr geeignet; für die Predigt war die Musik trotz des gefällten Raumes nicht überall gut. Die Festpredigt hielt unser verehrter Generalsuperintendent Dr. Baur von Koblenz über Off. 3, 11: „Siehe, ich komme bald. Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme.“ Die Predigt wird, wie die andern Festpredigten, gedruckt werden. Vorläufig sei hier ein kurzer Auszug gegeben.

Willkommen am Rhein, teurer Gustav-Adolf-Verein! Längst hastest du Anlaß, uns zu besuchen. Am Rhein ist altdeutsches Land. Darum gehts auch nach der Weise, die E. W. Arndt bezeichnet hat:

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir wacker, deutscher Männerchor,
So dringt aus beider frohen Munde
Die Seele zum Gebet empor.

Dein sind wir, Herr. Was du zusammengefüget hast, das laß du, dreieiniger Gott, nicht scheiden. Laßt uns bedenken, was wir haben, welche Segenströme der

Bruderliebe ausgegangen sind von den Glaubensmännern, wie Joh. Herm. Franke und Wichern, und von unserm Gustav-Adolf-Verein. Wohl ist ein Christ ein Herr aller Dinge und niemand unterthan, aber er ist auch ein Knecht aller Dinge und jedermann unterthan. Darum laßt uns gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen. Laßt uns beherzigen des Herrn Wort an die Gemeinde der Bruderliebe (Philadelphia) und zwar 1) den Stern über unsern Wegen, 2) den Schatz im Heiligthum, 3) die Krone auf unsern Häupten.

Siehe, ich komme bald, das ist der Stern unsrer Hoffnung. Der Herr kommt zu uns in Wort und Sakrament, zu jeder Diasporagemeinde, zu jeder Festversammlung, er kommt aber auch, sein Reich mit Macht aufzurichten, daß das Recht zum Siege, die Wahrheit zur Herrschaft gelange. Jerusalem muß helle leuchten, Verdunklung aus der Kirche weichen. Komm, Herr Jesu, komme bald!

Halte, was du hast, das gilt dem deutschen Volke. Du hast einen Schatz; du hast Gottes Wort mit offenem Herzen aufgenommen. Der Herr ist dein Schatz, du deutsches Volk. Die Reformation hat dir neue Weihnachten, Ostern und Pfingsten gebracht. Dein Held ist der Mann, in dem deutsches und christliches Wesen sich geeinet hat, der in apostolischer Weise gezeugt hat von Jesu Christo, dem Gottes- und Mariensohn. Man sucht in unsern Tagen von gewisser Seite den Wahn zu verbreiten, vor der Reformation habe das deutsche Volk sein Paradies gehabt, die Reformation sei sein Sündenfall; der Gustav-Adolf-Verein sei das schlechte Gewissen der ev. Kirche. Nein, die zarte und entschiedene Gewissenhaftigkeit, die Luther in Worms sprechen ließ: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, äußert sich auch in unserm Verein, der das Evangelium und die evangel. Seelen behalten will.

Halte, was du hast. Die Glocken sollen: Jesus, Jesus ruhen, die Schalen Jesum kennen lehren, die Diakonissen die Macht der Liebe Christi offenbaren. Reiche Gaben sind sinnig auf dem Altare ausgebreitet. Was sie bedeuten, das laßt uns üben.

Die Krone ist unsere Gotteskindschaft in Christo Jesu. Ob du Gottes Kind bist, kannst du gewiß erfahren daran, ob dich der Geist Gottes treibt. Hat diese Verührung stattgefunden, was hast du dann noch für sinnliche Zeichen nötig? Im Glauben und in der Liebe frei — das ist die Krone des Christentums. Perlen in der Krone sind in allen rechtschaffenen Aeußerungen der Christengemeinschaft zu erblicken; es rechnet dazu auch die Lust, schöne Kirchen zu bauen und den Gottesdienst durch Gesang und Orgelspiel zu verschönern, es gehört dazu auch die Vaterlandsliebe. Wer redet den Gottesreichtum aus? Die Krone ist eine Gabe Gottes, die Perlen sind seine Geschenke. Nicht uns darum, sondern deinem Namen sei die Ehre! Unser ganzes Leben sei eine tägliche Buße! Jedes Gestir soll einen Zug der Buße haben. Kein evangel. Gut und keine evangel. Seele soll unserm Volk verloren gehn.

Damit schloß der 1. Tag der Festfeier, und jeder hatte nun Gelegenheit, die herzlichste Freundlichkeit der Gastgeber zu erfahren. Während in den Abendstunden von 7 Uhr an im Saale des Breidenbacher Hofes die nichtöffentliche Versammlung der Deputierten abgehalten wurde, begann die gefellige Vereinigung der übrigen

Festteilnehmer in der städtischen Tonhalle. Das Programm war von dem Direktor der städtischen Kapelle der Feier des Vereins entsprechend gestaltet worden. Gegen 10 Uhr erhob sich ein gewaltiger Regen, der bis Mitternacht anhielt und etwas Abkühlung in die heißen Tage zu bringen versprach; aber am andern Tage war es wieder wie vorher — sehr heiß.
(Fortsetzung folgt.)

Der Vorkauf.

Der Bergmann Peter Viel kam auf die Grubenkasse und wollte Vorkauf haben. — „Vorkauf?“ hieß es, „warum schon wieder Vorkauf? Vorgestern war ja erst Zahltag.“ — „Ja, ich brauche es,“ sagte der Peter, „ich brauche es notwendig.“ — „Peter, du wirst wieder einmal ludern und hast es doch nicht dazu,“ so meinte der Beamte. — Aber der Peter bestand darauf, und, in die Enge getrieben, sagte er endlich: „s Kind ist mir gestorben, und ich brauch das Geld zum Begräbnis.“ — Da sagte der Beamte: „Ja, Peter, das ändert natürlich die Sache. Warum hast du das nicht gleich gesagt? Das arme Kind! Hier ist das Geld!“ — Peter nahm das Geld und ging, aber es war ihm nicht wohl dabei, denn sein Kind war gar nicht gestorben, er wollte wirklich bloß einmal ludern und sich mit ein paar Kameraden einen lustigen Tag machen; dazu war das Geld. Sein liebes Kindchen tot? Nein, kein Gedanke daran. Das war munter wie der Fisch im Wasser, aber die Herren sind immer so kurz mit den armen Bergleuten, daß ohne so eine Notlage nicht heranzukommen ist.

Den Tag ward also tüchtig gejezt, und das Geld war so gut wie weg, als er am späten Abend heimkam. Die Frau war noch auf und hatte Licht. Sonst schimpfte sie gehörig, wenn er so spät aus dem Wirtshaus kam, diesmal aber kam sie ihm mit Angst entgegen, das Kind auf dem Arm, und sagte: „Peter, ich weiß nicht, was mit dem Kinde ist, es kann nicht zur Ruhe kommen, sieh nur den heißen Kopf und die glühenden Baden!“ — „Was wird weiter sein?“ brummte Peter und legte sich ins Bett. — Am Morgen aber war es schlimmer mit dem Kinde. Der Peter zwar hatte das kaum beachtet, denn er war schon um 4 Uhr wieder fort; so zeitig mußte er aufstehen, wenn er bei dem weiten Weg um 6 Uhr auf der Grube sein sollte. Er hatte das Kind in der Hast beim Aufstehen und Anziehen kaum gesehen und sich nicht darum gekümmert. Der Kopf war ihm noch zu wußt von der Wirtshausluft und all dem Bier und Schnaps von dem Abend vorher. Auch unterwegs hatte er ans Kind weiter nicht gedacht, denn da hieß es: hurtig über die Berge laufen, um zurecht zu kommen! Erst als er „vor Ort“ war und die Arbeit begann, kam ihm der Gedanke an das Kind; es erfasste ihn eine entsehlige Unruhe, er konnte die Zeit bis zur Aufsahrt nicht erwarten, und dann gings rasch nach Hause zu. Er war der erste von der ganzen Schicht, der im Dorfe ankam, lief hastig zur Frau ins Zimmer und rief: „Was macht das Kind?“ — „Oh, es geht ihm ganz gut, nur Hitze hat es noch, sehr viel Hitze.“ Dindchen schaute den Vater an, und der spielte mit ihm. Ganz so wie sonst war es nicht; doch schien ihm nicht viel zu fehlen, nur die Augen hatten einen besonderen Glanz, wie sonst nicht. — „Wenn mir das Kind nur nicht stirbt!“ war der Gedanke des Vaters, „es wäre zu hart!“ Die

Nacht verging mit Unruhe, das Kind hatte Fieber; gegen Morgen wurde es schlimmer, aber es war schon wieder 4 Uhr, und der Peter mußte fort zur Grube. „Besorg mir das Kind, Frau! hörst du? Laß mir das Kind nicht sterben!“ so rief er ihr im Anziehen und Fortgehen mehreremale zu, dann ging er wieder hastig fort zur Arbeit.

Als er am Abend wiederkam, wars aber sehr viel schlimmer geworden; der Doctor war dagewesen, hatte an dem Kinde gefühlt und gedrückt, Medizin verschrieben, die Medizin war getrunken worden, aber es war nicht besser geworden. Eine schlechte Nacht begann; die Eltern gingen nicht ins Bett, sondern wachten bei dem kranken Kinde. Als es Morgen wurde, war es tot. — Da sank der Peter in die Kniee und weinte, wie er nie geweint. Dabei rief er immer: „Peter, Peter, du bist ein erbärmlicher Kerl. Deinetwegen ist das Kind gestorben. Von der Stunde an, wo du's tot gelagert, ist es krank geworden. An meiner Uge ist's gestorben.“ — So wüthete er gegen sich. Aber was nützte es? Das Kind war und blieb tot. Doch er ließ es nicht beim Weinen, sondern gleich am Morgen ging er, aufstach zur Schicht, auf das Amt und gab sich an. Er hätte sich Vorshuß erschwindelt, wo er von rechts-wegen keinen zu verlangen gehabt, und er wolle dafür bestraft sein. „Gewiß, Peter, bestraft wirst du dafür,“ jagte der Beamte, „denn es ist Betrug gewesen.“ Die Sache kam vor das Schwurgericht. Peter begriff nicht, weshalb bis vor dieses; die Sache lag doch so einfach; aber es war ihm schon recht, denn so fiel die Strafe um so härter aus, und für den Tod seines Kindes konnte er nicht hart genug gestraft werden. Einen Verteidiger wollte er gar nicht haben, daran war nichts zu verteidigen, aber von antworten mußte ihm ein solcher gestellt werden, so will es das Gesetz. Und der nahm seine Sache mit großem Euf. Er bewies, daß von Betrug hier nicht die Rede sein könne, denn das Geld, welches Peter sich verschafft, sei ja nur Vorshuß auf seinen Lohn, den er sich inzwischen verdient; das Geld gehöre ihm also von rechtswegen bereits zu, und er habe folglich nicht betrogen; und schließlich sei Peter auch ja schon genug durch den Tod seines Kindes bestraft. Das sprach der Mann alles so klar, so schön und rührend, daß ihm alles glaubte, daß allen die Thränen in die Augen kamen und sie ihn freisprachen. — Dem Sünder aber war es nicht recht, wirklich nicht recht, und erst wollte er appellieren. Doch nur zuerst, dann jagte er sich und andern: „Mein arm Kind ist an der Uge gestorben, mit der ich's tot gelagert habe. Ich wollte dafür Strafe leiden und mich einsperren lassen. Die hohen Herren habens nicht gethan, und ich bin frei ausgegangen. Aber gerade, daß ich freigelommen bin, daß mir's somit benommen ist, meine Uge in etwas wieder gut zu machen, das ist doch die härteste Strafe. So eine hält mir kein Schwurgericht können auflegen.“ — — — Aber doch hat er in etwas die jämmerliche Uge wieder gut gemacht; in dem langen Leben, das ihm noch ward, hat er kein Wirtshaus mehr besucht. — Einen Vorshuß hat er nie wieder genommen.

(Aus Meister Konrads Wochenschrift „Die Werkhatt“.)

Ein Glocken-Jubiläum.

Am 11. Juli d. J. ist in der Pfarrkirche zu Maria Magdalena in Breslau der 500jährige Geburtstag

einer Glocke gefeiert worden, die eine traurige Berühmtheit bei ihrer Entfegung erlangt hatte. Ein geschickter Glockengießer hatte den Auftrag erhalten, eine Glocke zu gießen. Die Mähnung, die Gießenspeise, wie sie genannt wird, war fertig und der Guß konnte beginnen. Durch einen gemauerten Kanal sollte das flüssige Metall seinen Weg nehmen, aber ehe der Zapfen ausgezogen und die Masse hineinfließen konnte, wollte der Meister sich durch einen Trank stärken zu der Arbeit, die für ihn eine wichtige und bedeutende war. Er ließ einen Lehrling Wache stehen neben der geschmolzenen Masse und verbot ihm, daran zu rühren. Manche der Peter werden nun das Ende der Geschichte kennen, denn es gibt ein vielverbreitetes Lied, das diesen Glockenguß besingt. Sie wissen, daß, als der Meister zurückkehrt, der Lehrling ihm leichenbläß entgegenkarrt und voll Todesangst gesteht, daß er der Verhinderung nicht habe widerstehen können und den Zapfen ausgezogen. Der jahrgewöhnte Meister glaubt keine lange, sorgfältige Arbeit vernichtet und den Guß mißglückt, und durchbohrt den Knaben mit seinem Messer.

Aber siehe da, als er sich der Form nähert, ist die Glocke tadellos geraten. Er übergißt sich selbst dem Gericht als Mörder, und als die Glocke zum ersten Mal gelautet ward, geschah es, um den Verurtheilten zur Nichtstätte zu begleiten!

Diese Marien- oder Arnfänderglocke hängt noch heut im südlichen der beiden Thürne der evangelischen Magdalenaen-Kirche zu Breslau und ruft die Andächtigen zum Gottesdienst.

Da sie am Augusttage 1386 gegossen worden, konnte sie in diesem Jahr ihr 500jähriges Jubiläum feiern. Sie wurde tags vorher in drei Pulsen morgens und abends geläutet. Im Hauptgottesdienst am Sonntag gebachte der Prediger ihrer Geschichte, und dann ward sie bei geöffneten Schallkuten noch eine Stunde lang besonders geläutet.

Vater Buchholz.

Friedrich der Große hatte einen geizigen, baumböhen Garde-Invaliden namens Buchholz, welcher ihm als eine Art Schatzmeister diente. Um Rechnung abzulegen, erschien derselbe eines Tages im Zimmer des Königs, ließ aber, vor Alterschwäche schon zitternd, eines der Papiere fallen. Indem er sich bückte, fiel er hin und warf dabei einen Tisch mit Porzellan-Sachen um, welche Friedrich dem Großen besonders wert waren. Der Schreck fuhr dem lieben Alten so in die Glieder, daß er wie gelähmt liegen blieb. Der König eilte sofort zu ihm, sahte ihn an, suchte ihm freundlich emporzuhelfen und sagte beruhigend: „Na, lieber Vater Buchholz, laffe Es nur gut sein; an den Tassen liegt mir ja nichts. Stütze Er sich nur auf mich; Er war so lange meine Stütze!“

Darüber trat der Arzt aus dem Vorzimmer ein, welchen der Körn erschreckt hatte. Mit dessen Hilfe brachte der alte Fritz die gefallene Größe glücklich wieder auf die Beine. Als das geschehen war, holte er aus dem Schrank ein gutes Tränklein, schenkte selbst ein Glas ein und reichte es dem treuen Diener. Während dieser den Labetrunk hinunterschürfte, holte der König eine goldene Dose mit 100 Friedrichsdor, drückte sie dem Alten in die Hand und jagte: „Da, Vater Buchholz, hat Er etwas für den Schreck. Wir werden ja alle alt und schwach. Mir gehts auch so!“

Aus nah und fern.

I. — Für den Kaiser haben die Straßburger Tage doch allgütige Anstrengungen mit sich gebracht. Nicht der Teilnahme an den Manövern waren es auch viele sonstige Pflichten, die ihm oblagen. Er gewahrte den Korporationen der Stadt Empfangs, nahm einen Jubiläumstag der Landleute entgegen, beschäftigte nebst der Kaiserin das Münster u. s. w. Besonders bemerkenswert war eine Ansprache, die er an den Gemeinderat richtete, in der er seiner Freude über den ihm bereiteten herrlichen Empfang und seiner Gemüthsruhe darüber Ausdruck gab, daß die Stadt wieder ihren selbstgewählten Gemeinderat und an der Spitze desselben in Bürgermeister Bad einen Mann besitze, der in selbstloser Thätigkeit seinen höheren Verwaltungspflichten mit dem eines Bürgermeisters verträglich habe, um zum Wohle der eltsässischen Hauptstadt zu wirken. Alle diese Anstrengungen haben aber doch den großen Mönarchen so ermüdet, daß er seine Absicht, auch Res zu besuchen, aufzugeben und sich in die Stille von Baden-Baden zurückzugeben hat. Schon bei den Manövern in der zweiten Hälfte der Woche hat ihn der Kronprinz vertreten, ebenso auch bei der von der Universität zu Straßburg veranstalteten Feier. Er sprach dabei ähnlich bedeutungsvolle Worte, wie vor einigen Wochen zu Heidelberg. Der Rektor verrief, daß die Universität auch ferner wie bisher mit treuem Fleiße im Dienste der Wahrheit die Wissenschaft pflegen werde, die Jugend lehren und so den Boden bereiten, auf dem mit geistiger Erkenntnis wahrhafte Gottesfurcht und Thätigkeit für das Gemeinwohl gedeihe. Sofort erwiderte der Kronprinz mit einem Hinweis darauf, daß heute, wo der gewaltige Zeitabschnitt der nationalen Wiedergeburt Deutschlands hinter uns liege, das Ziel, unsere Jugend zu thätigsten Söhnen des Reiches zu erziehen, ein besonders erhabenes genannt werden müsse. Er mahnte dazu, daß jeder in seinem Berufe betheilt sein solle, im Sinne unserer Vorfahren weiter zu wirken, sich jedoch vor Ueberhebung hüten müsse; gerade in Straßburg gelte es für uns Deutsche zu zeigen, daß der Sinn für Erhaltung des Friedens und das Streben, uns in Friedfertigkeit zu bewegen, uns erfülle. Ohne Zweifel hat auch der diesmalige Aufenthalt des Kaisers im Reichslande mit dazu beigetragen, diese Ueberzeugung zu verstärken und die Ziele der deutschen Verwaltung in Uth zu fördern. Schon daraus mag das hervorergehen, daß die französischen Mächter ihren Unmut über die Fortschritte, die die deutsche Herrschaft gemacht hat, und die Wärme des Empfangs, den der Kaiser gefunden, laun verhehlen und sich bemühen, dieselbe als künstlich hervorgerufen darzustellen.

Der Reichstag ist am Donnerstag zu seiner außerordentlichen Sitzung zusammengesessen, und zwar fastlich in beschlafsähiger Anzahl. Die Erwartung einer möglichst schleunigen Erledigung seiner Aufgabe, der Besichtigung des verlängerten spanischen Handelsvertrages, ist durch allerlei Verschleppungen, in denen die Sozialdemokraten sich gefielen, getäuscht worden. Zuerst erhoben sie Einsprüche gegen die mündliche Wiederwahl des Präsidiums, dann gegen die unangemessene Vornahme der Tagesordnung. Einen weiteren Zweck hat das Gekwäre nicht, als den, ihre Macht zu zeigen und den anderen Parteien durch diesen Aufenthalt länger zu bereiten. Der deutsch-spanische Handelsvertrag wurde am Montag den 20. Sept. in dritter Lesung definitiv angenommen.

Unter den vielen Veranlassungen und Konzeffen, die jetzt togen, verdient der in der verfloffenen Woche in Berlin versammelte **Kolonialkongreß** besondere Beachtung. Er hat gezeigt, wie reich die Kräfte auf diesem Gebiet thätig sind, und mit welcher Umlicht und Ausdauer die unendlich vielfeitigen Aufgaben desselben in Angriff genommen werden. Die Anschauungen klären sich, manche hochgepaunte Erwartungen werden vielleicht erfüllt, oder desto wirksamer treten die erreichbaren Ziele hervor. Es wurde nicht allein über Kolonien im engeren Sinn, sondern auch über Auswanderung — worüber Dr. Fabri referierte —, über Bewohnung neuer Absatzgebiete für den deutschen Markt, Bewahrung der deutschen Sprachgemeinschaft und über die Missionen verhandelt. Vorteres ist besonders erfindlich; es ist eine bedeutsame Thatfache, daß die Mission zum erstenmale als selbständiges und schwer ins Gewicht fallendes Lebensgebiet in dieser gewöhnlichen politischen Versammlung verhandelt wurde. In den Resolutionen derselben wurde der deutschen Mission der besondere Dank für alles ausgesprochen, was sie in überseeischen Gebieten gearbeitet hat; ihre notwendige Aufgabe sei es, ihre Arbeit immer auch den neu erworbenen deutschen überseeischen Gebieten auszuwenden. Es folgte darüber jeder die bisherige deutsche Mission in fremden Gebieten verläßt, noch auch fremde Missionen in den jetzt deutschgewordenen Gebieten zum Aufgeben derselben veranlaßt werden. Man erwartete von ihr, daß ihre Thätigkeit auch eine nationale sei und daß sie auch die Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit in sich schließe, ihr

höherer christlicher Charakter sei dabei aber ganz und voll anzuerkennen.

Der unheimliche Gast, der so lange schon in Italien haust, die Cholera, beginnt in bedenklicher Weise auch die österreichische Monarchie heimzusuchen. In Pest und seiner Umgebung haben sich Cholerafälle gezeigt, es werden dort alle den besten Vorkehrungsmaßregeln angeordnet, der Unterricht in den Volksschulen ist eingestellt. In Dalmatien hat der Eisenbahnverkehr aufgehört, man befürchtet in Wien, daß die böse Seuche auch nach der Hauptstadt verstreut werden möge.

— Der vor kurzen angegebene 56. Jahresbericht der Rheinischen Missionsgesellschaft über das J. 1885 gibt die Zahl der rheinischen Missionare in Africa, Niederländisch-Indien und China auf 65 an, wozu noch 152 besoldete und 264 unbesoldete eingeborene Arbeiter kommen. Die Zahl der Stationen beträgt 54, der Getauften 27 974 (darunter 493 neugetaufte Heiden), der Abendmahlsberechtigten 6528. Katechumenen waren 2909, Tageshülfer 5358 angegeben. Die finanziellen Leistungen der Gemeinden beliefen sich auf 50090 \mathcal{M} . Das blühendste aller rheinischen Missionsgebiete ist nach wie vor Sumatra mit 727 Heidentaufen und einer Seelenzahl von 10 077. 15 Filialgemeinden auf Sumatra unterthielten ihre eingeborenen Lehrer selbst; 10—12 Kapellen sind, ebenfalls aus Gemeindevätern, neu gebaut. Als sehr betäubend ist zu erwähnen, daß Missions-Stip. Kommensen im v. J. zum ersten mal im Innern Sumatras Opium rauchende Vaitas traf. Das Missionsseminar in Varnen zählte 40 Scholäre, welche von den zwei Inspektoren, einem Geistlichen, einem Missionar und einem Lehrer in drei zweijährigen, hatt wie seither in sechs einjährigen, Klassen unterrichtet wurden. Für heimgekehrte Missionare ist ein Heimathaus hinter dem Missionshause erbaut; in den beiden Kinderhäusern in Gütersloh und Wiefelsdorf wurden 19 Söhne und 11 Töchter erzoget. Die Rechnung schließt bei einer Einnahme von 353 215 \mathcal{M} mit einem Ueberschuß von 257 \mathcal{M} ab. Für die beachtliche Neu-Guinea-Mission waren bis Ende v. J. 1144 \mathcal{M} eingenommen.

— Wenn König David vor dreitausend Jahren um die Bundeslade tanzte, war es ein feierliches Einbergschreiten im Psalmstabe. Nun hört man, daß heutzutage noch im Gottesdienste christliche, zwar nicht protestantischer, sondern katholischer Kirchen förmliche moderne Tänze vorkommen können. So schildert der Reisende Tylor einen merkwürdigen Tanz, den er in der großen Klosterkirche zu Palma in Mexico sah. „Die Musik war durch einen alten Harner und durch eine Geigeire vertreten. Die Tänzer markschritten auf; acht Knaben in kurzen Röckchen, das Haupt mit Federn geschmückt, und acht weibliche Mädchen mit Blumenkränzen im Haar. Die Tänzer stellten sich mitten in der Kirche dem Hochaltar gegenüber auf und begannen zu uleren mangesprechenden Erlaunen eine Volla zu tanzen. Dann ein Wölzer, dann ein Schottischer, wieder ein Wölzer und zuletzt eine Quadrille. Sie tanzten sehr gut und benahmen sich so, als hätten sie europäische Välle besucht.“ Die einheimischen Zuschauer betrachteten diese Tänze als eine selbstherrhliche Sache, der Engländer aber war sprachlos vor Erlaunen. Die Musik war dem Ganzen entsprechend. Als die Quadrille beendet war, nahm jeder Tänzer seine Tänzerin bei der Hand, eine Reihe wurde gebildet und die ganze Schar richte in Linie gegen den Hochaltar vor, wo sie niederkniete. Die aberige Versammlung folgte diesem Beispiel. „Da erobh sich jedermann und die Jeremie war vorüber.“ Da wirt offenbar nicht Davids Vorbild, sondern vielmehr heidnischer Brauch nach, Uebergens ist die Heilsarmee auch nicht mehr weit von solchen „Zugmitten“.

— (Die Gruft der jüdischen Könige in Jerusalem) wurde unlängst von den Söhnen des Pariser Bankiers Jaaal Perette, der diese 1864 käuflich erworben hat, der französischen Regierung zum Geschenk gemacht. David, Salomo und noch 14 andere jüdische Könige schlummern daher jetzt im Schatte der französischen Republik. Die Gruft wurde vermutlich von David angelegt und hat dann ein jeder seiner Nachfolger auf dem Throne desselben ein neues Gemach für seinen Sarkophag hinzugefügt. In dieses Gemach wurden denn auch viele Kolossalreihen des Verstorbenen, oft sogar auch dessen Krone und Szepter gelegt. Bei der ersten Berührung Jernalems durch den babylonischen König Nebudanezer blieb diese Gruft verschont. Dagegen hat später der jüdische König Jorhan, als er sich einmal in Selbstverlegeten befand, einige dieser Gräber geöffnet und sich deren Schätze angeeignet. Bei der Berührung Jernalems durch die Römer wurde die Gruft wahrscheinlich abermals geöffnet und geplündert. Kaiser Titus brachte damals eine Menge jüdischer Kleinodien, darunter auch die Salomo gehörende, fünf Zentner schwere goldene Krönchmähnel nach Rom. Als später der Bandalenkönig Geiserich Rom plünderte, schickte der

ein ganzes Schiff mit jüdischen Kleinodien, darunter auch diese Schiffe, nach Karthago. Das Schiff scheiterte jedoch bei den liparischen Inseln und verlank. Diese Schätze liegen daher heute noch im Meer. Nach der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer stellten diese auf der Brust ein hölzernes Kreuz auf, das aber Sultan Saladin nach der Rückeroberung Jerusalems wieder zertrümmern ließ. Von dieser Brust ist heute nur das Grabesgemach Davids zugänglich. Es wird von Oellampen erhellt, während auf dem mit einem Erdbalg bedeckten Sarcophag eine grünfilbene Decke, ein Geschenk des Sultans, ruht.

Bibelkalendar.

Evang.: Luc. 17, 11—19.

Epist.: Gal. 5, 16—24.

Morgens.

Abends.

Sonntag, 26. Sept.:	Blum 30.	Bism 92.
Montag, 27. "	Röm. 12, 9—21.	Jerem. 31, 1—14.
Dienstag, 28. "	" 13, 1—7.	" 31, 15—30.
Mittwoch, 29. "	" 13, 8—14.	" 31, 31—47.
Donnerst., 30. "	" 14, 1—12.	" 33, 1—18.
Freitag, 1. Okt.:	" 14, 13—23.	Jerem. 36.
Samstag, 2. "	" 15, 1—13.	Blum 65.

Gottesdienste.

14. Sonntag n. Trinit., 26. Septbr. 1886:

Saarbrücken. Schloßkirche 8 Uhr: Fr. Jenner. Schloßkirche 10 Uhr: Fr. Ste. Schloßkirche 2 Uhr: Fr. Jidwollf. — St. Arnual. 2 Uhr. — Säbinger. 9 Uhr. — Dudweck. 10 Uhr: Fr. Jenner. — Dudweiler. 10 Uhr: Fr. Frommershausen. — Scheidt. 1/2 Uhr: Fr. Frommershausen. — Källa 10 Uhr. — Sulzbach. 9 Uhr: Hülßig. Pred. 10 1/4 Uhr: Fr. Wagner. — Friedrichsthal. 1/211 Uhr (Abendmahl). — Neunkirchen. Untere Kirche 8 Uhr: Fr. v. Schönen. Obere Kirche 10 Uhr: Fr. v. Zimmermann. (Werdigungswoche: Fr. Diehl.) — Wellesweiler. 9 Uhr: Fr. Wölffler. — Eiserberg. 1/2 Uhr. — Dittweiler. 1/4 Uhr: Oberpf. Jidwollf. 1/2 Uhr: Oberpf. Jidwollf. — Erier. 10 Uhr: Fr. Dr. Schumann. 3 Uhr: Fr. Dr. Hoffmann. — Karthaus. 9 Uhr: Fr. Dr. Schumann. (Antiswoche: Fr. Dr. Schumann.)

Glockengiesserei

von CARL GÖTZGER

normalis Georg Hamm

Kaiserslautern

empfiehlt sich zur Herstellung neuer Geläute, Umguß von alten Glocken, Anfertigung eiserner Glockenlöcher.

Neuschußentropfen
von ausgezeichnete Wirkung verfertigt nebst Großhändler Apotheker Zimmermann in St. Amand (Lothringen) franco gegen Einzahlung von M. 1.50 oder mittelft Postvorschuß.

B. Becker in Seesen a. Harz liefert nach wie vor den rühmlichst bekannten, nur von ihm allein hergestellten

Soll. Rauchtabak

in stets gleicher Güte.
10 Pfund kosten franco nur 3 Mark.

Hiermit bringen wir uns, anerkannt vorzögl.

Kaffeesorten

in empfehlende Erinnerung. Ausßer feinen u. hochf. Melangen empfehlen besonders:
C. Geira la a. Pfd. 89, ger. 96 1/2
Santos " 90, " 105
St. Marthia " 95, " 112
Mangos " 96, " 113
Manilla " 105, " 120
Blau Java-Menado " 104, " 119
Preise von 9 1/2 Pfd. an franco und zollfrei. Muster u. ausführl. Preislisten, sowie Referenzen auf Wunsch zu Diensten. Obige Sorten sind seit Jahren nicht in so vorzögl. Qualität gemerkt.

Hacker & Næve,

Sandburg Nr. 3.

EMMER-PIANINOS

von 440 M. an (kreuzseitig). Abzahlungen gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Frankolieferung. Preisliste etc. gratis.
Harmoniums von 120 Mark.
Wih. Emmer, Magdeburg.
Ehrende Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen, Ausstellungs-Patente etc.

Marthahaus.

Mägdeherberge in St. Johann, Duderstadtstraße 16. Vermittlungen werden Sonntags nicht angenommen oder befragt.

Billigste Bezugsquelle

Herren-, Damen- & Kinder-Stiefeln bei

Johann Kehl,

Neunkirchen, Bahnhofstraße 31.

Ein geb. Jagdwagen, gut gehalten, infolge Baumangels zu sehr mäßigen Preis zu verkaufen. Gut geeignet für Gutsbesizer. Adresse vermag gegen Freimarke Fr. Riehn. [185] Neunkirchen, H. B. Lier. [185]

Gotteskasten. Die Kasse der Kreuznauer Bibel- und Missions-Gesellschaft hat vom 1. Juli 1885 bis dahin 1886 vereinnahmt; aus der Spende Kreuznach 1438.50 (im Vorjahr: 1413.27), Erier 1089.09 (1302.41 inkl. Fernkollekte), Simmern 1066.86 (469.59), Seberfeld 989.34 (918.80), St. Wendel 915.96 — und zwar aus der Barrei Niederweiler 261.58, St. Wendel 189.85, Weichweiler 102.49, Reichenbach 100, Eim 72.77, Pfeilsbach 58.31, Dörenbach 48.25, Dammholzer 25, Sulzbach 18.80, Offenbach 11.52, Kappel 7.89, Weierbach 6.50, Niederbalen 6, Kirchenbollenbach 5.55, Grumbach 1.67 (im Vorjahr: 749.08), Weisenheim 542.76 (381.75), Erzbach 277.41 (301.03 inkl. Fernkollekte). — **Summa 6319.93** (5525.93 1/2). — Einsutrommt aus dem Fiskusium Missionfeld 224.57 M. (wovon 7 1/2 für Mission und 1/2 für Bibelverbreitung) und die Sammlung auf dem Hofelder Missionsfest mit 84,02 M. — Die Summe inf. gegen 1883/84 um 1461 und gegen 1884/85 um ca. 800 M. gestiegen.

Eien., den 17. September 1886.

Müller, Pfarrer.

Angedotene Stellen.

Ein evang. Mädchen, das schon länger in einem herrschaftlichen Hause gebient und gute Zeugnise hat, für Küche und Hausarbeit gegen guten Lohn nach Ballersaalen gesucht. Adresse vermittelt gegen Freimarke Pfarrer Riehn. [182]

Für ein Warengeschäft wird ein tüchtiger, unverheirateter Knacht gesucht, der gut mit Werben umgehen kann. Gute Zeugnise Bedingung. Adresse vermittelt gegen Freimarke Riehn, Fr. [184]

Pianinos billig, Bar oder Raten, Kostenfreie Probensendung, Prosp. gratis. Fabrik Weidenslaufer, Berlin NW.

Ein vorzüglichen und wolfschmeckenden **Rauchtabak** verleiende in 10-Pfund-Säckchen, Mittelschnitt zu 7 M., Feinschnitt zu 8 M., franco gegen Nachnahme. Desgleichen gilt auch für Rolltabak. Garantie — Zurücknahme!

Chr. Altpeter, Tabakfabrik, Duderweiler b. Saarbrücken.

Unterschiedene empfehlen sich zu allen Sacharbeiten. — Möglichst billige Preise. — Bestes Material. — Herr Pfarrer Wichner in Dudweiler, Fr. Saarbrücken, wird gern Auskunft erteilen.

Gottsbüren, Brodingen, Hesse, **Gebr. Euler, Königl. Hoforgelbauer.**

Conv. theol. min. Neunk. in Wis. hosp. 27. IX. hor. II.

Neuf. Frauen- und Jungfrauen-Missionsverein: 29. Septbr., 3 Uhr, im Vereinshaus.

An unsere Leser!

Mit dieser Nr. schließt das laufende Quartal des „Ev. Wochenblatts“. Wir bitten deshalb alle unsere Freunde, das Abonnement umgehend erneuern und sich um die Weiterverbreitung unseres Blattes treulich bemühen zu wollen. Es ist eine Erweisung des praktischen Christentums und ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage, statt des massenhaft verbreiteten schlechten und verderblichen Lektürestoffs gute und gesunde Lektüre allen, welche gern lesen wollen, darzubieten. Nicht minder thut es not, gegenüber der rührigen römischen Presse mit ihrer Verunglimpfung und Bekämpfung alles dessen, was protestantisch heißt, die Dinge unserer Zeit im klaren Lichte der evangelischen Wahrheit aufzuklären und beurteilen zu lernen.

Der Abonnementspreis beträgt pro Quartal 50 M., die Einrückungsgebühr für passende Anzeigen pro Zeile 20 M., mit entsprechendem Rabatt bei öfteren Wiederholungen. Die Agenten erhalten, falls keine Mitteilung hierher erfolgt, das Blatt in der bisherigen Anzahl von Exemplaren weiter zugeandt. Probenummern stehen in beliebiger Anzahl kostenfrei zur Verfügung. **Neunkirchen.** Die Redaktion u. Expedition.